

Ursula Neumann

Die unsichtbare Wirksamkeit emotionaler Beziehungen zwischen Kindern und ihren Erziehern

Über fünf Jahrzehnte habe ich die Veränderungen im Umgang vieler Eltern mit ihren Kindern hautnah miterleben können. Dabei habe ich sehr unterschiedliche Elterngenerationen kennengelernt. Wenn wir nur einen kurzen Blick auf die Gesellschaftsveränderungen in den letzten 50 Jahren werfen, wird sich diese Vielfalt leicht zuordnen lassen. Die verwirrenden Veränderungen während der letzten beiden Jahrzehnte und eine heute nicht mehr überschaubare Umstellung von traditionellen zu computergesteuerten Arbeitsfeldern verdienen es, in unserem Zusammenhang mit dem »ich-bezogenen Menschen« gesondert genannt zu werden. Wir sind nicht nur Kinder von Mutter und Vater, sondern zugleich Kinder unserer Zeit. Erich Fromm hat vom »Gesellschaftscharakter« gesprochen, der sich formend auf die Menschen auswirkt. Ich denke, wir müssen der Versuchung widerstehen, die heute angewachsenen neuartigen Gesellschaftsprobleme auf die erzieherische Frage zu reduzieren. Sie wird auf der Basis der gegenwärtigen Gesellschaft und der Erziehungswirklichkeit diskutiert werden müssen.

Hundert Jahre nach Sigmund Freud kann heute ungestraft über Gefühle gesprochen und von Neurologen gedruckt werden: »Ich fühle, also bin ich« (Damasio, 2000). Die jüngsten neurobiologischen Erkenntnisse machen das faszinierende Zusammenwirken von Körper und Seele transparent und damit zugleich die Eingebundenheit des einzelnen in die vielfältigen Beziehungsmuster seiner Kultur. Ich kann nur hoffen, daß sich auf dem wieder erweiterten Erkenntnisboden die »Machbarkeit« des Menschen verringern kann und daß wir ohne Einbuße an Selbstwert und Lebensbejahung lernen können, ein Teil der Natur zu sein. Wer das Leben lieben kann, dem werden die neuen Einblicke in die Natur des Menschen Herausforderung und Bereicherung sein können.

Kinder fühlen anders

Zur Ganzheitlichkeit des Kindes gehören auch seine unsichtbaren Gefühle. Ich habe erfahren können, daß der Respekt für die Existenz dieser unsichtbaren Wirklichkeit dazu führen kann, seine persönlichen erzieherischen Möglichkeiten nicht ständig zu überschätzen. Selbstverständlich muß es ein Märchen bleiben, etwa dem Lehrer abzuverlangen, das emotionale Gleichgewicht bei jedem Schüler als Voraussetzung für erfolgreiches Lernen aufzubauen.

Von »Lehrer-Eltern« habe ich gelernt, daß sie nur »durchkamen«, wenn sie ihre »Fiktion der Bildsamkeit« auch gegenüber den auffälligen Kindern nicht aufgaben. Für mich ist das unmittelbar einsichtig, weil ich denke, ein Kind kann am ehesten an sich glauben lernen, wenn ein anderer wichtiger Mensch an sein inneres Wachstum glaubt. »Machen« oder »voraussagen« kann man ein gewünschtes Wachstum nicht. Wir haben gar keine andere Wahl, als die Subjektivität schon des kleinen Kindes ein für alle mal anzuerkennen und ebenso anzuerkennen, daß uns seine Veränderbarkeit verschlossen bleibt.

Wer das Buch des Schweizer Lehrers J. Jegge (1976) gelesen hat, wird anhand seiner konkreten Beschreibungen aus dem Schulalltag erfahren haben, auf welche Weise Bildsamkeit gelingen kann. Sie gelingt nicht einfach deshalb, weil der Lehrer »trotz allem« innerlich seinen Schüler annimmt, sondern weil er ihm angemessene Lernangebote macht. Oder anders gesagt: Wer seinem Kind, seinem Schüler keine Erwartungen zumutet, bringt auch dessen Lernentwicklung nicht weiter. Ich meine, Pädagogik bei Schulkindern ist auf Geschichten aus dem Schulalltag angewiesen. Diese sind nicht etwas Literarisches, sie gehören zur Sache der Pädagogik hinzu, wie auch Psychotherapie auf Fallgeschichten angewiesen ist. Durch diese Geschichten oder Szenen kommt das wirkliche Leben zu seinem Recht, beachtet zu werden.

Viele soziale Auffälligkeiten werden von Lehrern häufig als »Lebensprobleme« wahrgenommen. Diese scheinen im Verhältnis zu Lernproblemen zuzunehmen. Ich meine, der Lehrer könnte dazu beitragen, eine stützende Beziehung auch zum auffälligen Schüler »trotz allem« durch seine Sprache

auszudrücken, wenn es die augenblickliche Situation zuläßt und wenn – ja wenn er innerlich dazu bereit ist.

»Mama, Frau S. (Lehrerin) hat heute gesagt, sie macht auch noch Fehler und ist froh, wenn sie die merkt.« Dieser sechsjährige Erstkläßler verweigerte am folgenden Morgen nicht mehr ganz so rigoros den Gang zur Schule, auf dem ihn seine Mutter noch im fünften Schulmonat begleiten mußte. Noch drei weitere Sätze werde ich wörtlich zitieren, um eine stützende Sprache für junge Schulkinder anzudeuten. »Du hast heute keinen guten Tag – bestimmt kannst du einige Aufgaben lösen.« Diesen Satz hört ein Schüler, der als einziger seiner Klasse mit der Mathe-Arbeit noch nicht begonnen hat. Einen solchen Satz hört gewiß jeder Schüler mit einem anderen Ohr als etwa den kritischen Satz, »sich nun endlich zu konzentrieren, er sei ja hier nicht in einem Kindergarten«. Der erste Satz spricht den ganzen Schüler an, er wird ermutigt und nicht nur als »Noten-Bringer« eingestuft. Der zweite Satz appelliert an die fehlende Arbeitsbereitschaft, also an ein Minus, das ihn ohnehin quälen wird. Die unterschwellige Demütigung, der Schüler benehme sich wie ein kleines Kind, kann beim besten Willen keinen frohen Arbeitsbeginn hervorlocken. Eine Mutter verabschiedet am Morgen ihren Sohn: »Wenn du heute eine Note unter 3 nach Hause bringst, kannst du was erleben!« Wie wird die Leistung dieses Elfjährigen mit seiner Angst im Nacken heute ausfallen? Unsere Sprache zum Kind drückt immer etwas über die gegenwärtige Beziehung des Erwachsenen zu ihm aus. Und weil die Sprache vom Kind meist sehr viel sensibler, als wir Erwachsenen meinen, in bezug auf ihren Gefühlshintergrund erfaßt wird, kann sich eine positive Einstellung des Lehrers, wenn sie anhält, auch positiv auf einen auffälligen Schüler auswirken. Gerade der in einem Teufelskreis Gefangene hungert nach Anerkennung seiner Person. Frühe Kränkungen und Mißachtungen haben ein tiefes Mißtrauen anwachsen lassen.

Der Schulanfänger bringt seine sechsjährige Beziehungsgeschichte in seinem Lebensrucksack mit. Seine jeweiligen frühen »Lebenserfahrungen« haben zu einer bestimmten Einstellung, zu einem bestimmten Verhalten gegenüber dem Leben und der Welt geführt und prägen das Kind in seinem Fühlen und Denken. Erleben und Verhalten sind nicht ange-

boren. Sie sind das Ergebnis von unzählbaren Erfahrungen mit den Eltern, den Geschwistern und Großeltern, mit sich selbst, mit Beziehungen zu anderen Menschen und mit orientierenden oder desorientierenden Botschaften über das, was die Eltern für gut und für schlecht halten.

Ich sage nichts Neues, wenn ich hier einfüge: Schon im Kindergarten drängen viele Mütter darauf, ihre Kinder »schulreif machen« zu lassen. Schulreife wird immer noch weitgehend als Intelligenzsteigerung verstanden. Mit Beginn des Schulalters wollen viele Eltern ausgesprochen und unausgesprochen die Abiturfähigkeit ihres Kindes gesichert sehen. Der Kampf um Notenbruchteile hat sich verschärft. Wenn ein 36jähriger Vater von drei Kindern erkennt, daß seine gewohnte Arbeit sehr bald nicht mehr möglich sein wird und daß er auf Umlernen oder Neulernen angewiesen ist, muß dieser Erwachsene »um seine Weiterentwicklung kreisen«. Väterliche Energien für Kinder können ungewollt verlorengehen. »85 Prozent meiner Kräfte muß ich für meinen Berufsalltag einsetzen, 10 Prozent setze ich für die Familie ein und 5 Prozent für meine Entspannung«, eine offene Bilanzierung, die nachdenklich stimmen muß.

Mir sind viele Schüler bekannt geworden, die infolge ihrer Loyalitätskämpfe zwischen Eltern und Lehrer tief beunruhigt waren; weder konnten sie »richtig« lernen noch in der Nacht »durchschlafen«. Kann die Schule das Leben »draußen« weiter draußen lassen?

Die heutige Aufgabe der professionellen Pädagogen ist ohne ein Miteinander unter Kollegen und Zusammenarbeit mit Eltern nur schwer zu meistern; die Nöte bei Eltern, Kindern und Lehrern werden anwachsen. Das »Mehr« an Wissen wird immer eine Bereicherung sein. Zu diesem Wissen gehört heute auch, daß Beziehung die unauflösbare, wenn auch unsichtbare Grundlage für jede pädagogische Aktivität ist. Unser Handeln und unsere Sprache sind eingebettet in die jeweilige Beziehungsqualität zwischen Eltern, Erziehern und Kindern, zwischen Lehrern und Schülern. Wer sich in der Funktion des Lehrers lediglich als »Wissensvermittler« definiert, übergeht die Ganzheit des Menschen, die sich nicht aufteilen läßt. »Der Mensch kann nicht nichtkommunizieren« (P. Watzlawik). Wer sich diesem ganzheitlichen Blick auf den

Menschen öffnen kann, wird zumindest von seinem Inneren her ein Vertrautwerden mit seiner Gefühlslandschaft als Gewinn betrachten können. Denken und Fühlen sind auch dem Erwachsenen als »gleichwertige Komponenten« zu gönnen.

Das kindliche Hirn ist zu seiner Entwicklung auf emotionale Sicherheit angewiesen. Warum das so ist? Weil diese gefühlshafte Sicherheit als Basis zu werten ist für die Entwicklung der Motorik des Kindes, für seine Wahrnehmungsfähigkeit, seinen Erkundungs- und Wissensdrang sowie für seine soziale Beziehungsfähigkeit. Kurz gesagt: Ohne emotionale Sicherheit ist die ganzheitliche Entwicklung des Kindes gefährdet.

Dieses knapp zusammengefaßte Ergebnis zum Beginn dieses neuen Jahrhunderts enthält ein neuartiges Menschenbild: Emotionen sind biologisch sinnvoll. Sie müssen nicht nur ertragen und erlitten werden, sie bilden den Grundstoff für menschliche Entwicklung. Emotionen sind zum Forschungsgegenstand der Naturwissenschaftler geworden. Ich denke, daß sich mit dieser Aufdeckung die Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaften verbreitern wird. Aus meinen Erfahrungen – und dazu gehören natürlich auch Fehler – setze ich hinzu: Wenn neue Aufdeckungen die »vermeintliche Freiheit« des Menschen gefährden können, werden neue Ängste und deren Abwehrformen nicht ausbleiben. Die Vermittlung solcher »Enthüllungen«, welche zugleich Herausforderungen bedeuten, wird behutsam vor sich gehen müssen.

Daß es zu allen Zeiten mißachtete und vernachlässigte Kinder gegeben hat, hilft an dieser Stelle nicht weiter. Zu keiner Zeit ist so viel an Erkenntnissen und Erfahrungen über die menschliche Entwicklung angewachsen wie heute. Darum drängt sich die zentrale Frage auf: Wie kann man wissenschaftliche Erkenntnisse umsetzen? Daß dem Kind heute mehr als vor zwei oder drei Generationen »Selbstbestimmung« zugestanden wird, ist ohne Zweifel ein Ergebnis der neuen übernommenen Erkenntnisse. Das abstrakte Wort »Selbstbestimmung« läßt sich jedoch auf vielfache Weise verstehen, angefangen von der blinden Überforderung in bezug auf das Lebensalter bis hin zu einer Leben-hemmenden Verwöhnung. Weitergabe von Begriffen und von Wissen kann nicht zu einer Umstimmung im pädagogischen Alltag führen. Wir

kommen an der Frage nicht vorbei: Auf welche Weise kann der einzelne von diesem Wissen berührt werden? »Erkennen« reicht für den pädagogischen Alltag nicht aus.

Das Hirn entwickelt sich ein Leben lang, wenn es für neue Herausforderungen genutzt wird. Das Hirn ist weniger ein Denkorgan als vielmehr ein Sozialorgan. Dieses Sozialorgan hat Carl-Friedrich von Weizsäcker wie folgt beschrieben: Für Kinder und Erwachsene ist die »elementare Welt eine Welt von Freunden und Feinden, Lockungen und Drohungen, Lust und Leid, Schönem und Häßlichem, Liebe und Haß«. Daß unser Hirn einem endokrinen System ähnelt oder daß Botenstoffe auf magische Weise von Rezeptoren angezogen werden, kann ich natürlich nicht verstehen. Das Gehirn wird mir wieder erneut zu einer geheimnisvollen Landschaft. Ich kann jedoch diese neuen Erkenntnisse »glauben«, weil sie meiner Suche nach Zusammenhängen im Werden und Wirken des Menschen entgegenkommen.

Die Lebenserfahrungen des Säuglings gehen von seiner sozialen Umgebung aus, von den Eltern und anderen ihm nahestehenden Personen; er lernt in Beziehungen. Auch dieser klare Satz läßt in seiner durchsichtigen Sprache den menschlichen Menschen als Individuum und Sozialwesen unmißverständlich erkennen. Das Wort »Erfahrung« hat auch in unserer dünn gewordenen Sprache, so meine ich, einen besonderen Wert. Und dieser besondere Wert wird mehr »erspürt« als »durchschaut«, wohl deshalb, weil jeder von uns »Erfahrungen« am eigenen Leib mit eigenen Gefühlen, als ganzer Mensch macht. Unsere »Wissensgesellschaft« kann heute »sichtbar« machen, daß das genetische Programm eines Kindes zu seiner Ausgestaltung auf Außenreize angewiesen ist. Mit dieser Ausgestaltung wird das heranwachsende Kind in der immer komplexer werdenden Welt zurechtkommen müssen. Schon der Säugling ist angewiesen auf einen Mitmenschen, der ihm die notwendigen anregenden Reize bietet. Wie lebenswichtig die Beziehungen sind, in denen das kleine Kind leben und lernen kann, wird kaum an anderer Stelle eindringlicher aufgezeigt werden können.

Ein zentraler Gewinn der jüngsten Erkenntnisse soll hier noch genannt sein. Nicht die Vermeidung von neuen und entwicklungsangepaßten Herausforderungen in den frühen Kin-

der Jahren kann den Weg vom total abhängigen Säugling zum lernbereiten Schulkind möglich machen, sondern deren Überwindung. Diese Herausforderungen müssen für das kleine Kind kontrollierbar sein, damit es neue Reaktionen und Lösungen entwickeln kann. Die frühen Lernschritte werden nur im Schutz und in der Sicherheit seines Umfeldes möglich. Hirnreifung ohne psychosozialen Schutz läßt vorhandene Potenzen in der emotionalen Entwicklung und damit gleichzeitig im Hirn ungenutzt.

Abschließen möchte ich hier mit der Erkenntnis über die gleichzeitige Wirksamkeit von Körper und Seele. Sie führt dazu, unsere lang anhaltende Vorstellung von Körper und Seele als zwei voneinander getrennten Wesenheiten im Menschen aufzugeben. Wir werden den Menschen als Ganzheit erkennen und akzeptieren lernen. Über viele Jahrhunderte hat die dualistische Vorstellung unser Denken bestimmt. Sie spielt bis heute im Denken und deshalb auch im Fühlen und Handeln vieler Menschen eine große Rolle. Wie lange wird es dauern, bis dieses »anprogrammierte« Verständnis im jetzt begonnenen Jahrhundert aufgegeben werden kann? Wer Egon Friedell zustimmen kann, daß »jede neue Wahrheit als Irrtum auftritt, weil die Welt immer von gestern« sei, wird sich nicht beirren lassen können, daß sich die Anerkennung der menschlichen Gefühle allmählich einstellen und die Chance größer werden kann, mit den eigenen Gefühlen umgehen zu lernen.

Um all diese neuen Erkenntnisse in die erzieherische Praxis umzusetzen, müssen neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Eltern, Erziehern und Kindern gefunden werden.

Elfie Schloter, Dipl. Psychologin und Familientherapeutin, hat 1995 ein »Institut für Zusammenarbeit im Erziehungsbe-
reich« (IFZE) gegründet. Ihr langer Berufsweg als leitende Erziehungsberaterin hat sie ermutigt, die Zusammenarbeit zwischen Schule und Erziehungsberatung anzuregen und neue Lernformen eines Miteinander für Eltern, Erzieher und Lehrer zu entwickeln. Kinder werden heute nicht nur von ihren Eltern, sondern auch von Erziehern und Lehrern »erzogen«. Wie diese zusammenarbeiten, entscheidet über das Wohl der Kinder. Manche der beunruhigenden Loyalitätskonflikte der heranwachsenden Kinder können von vornherein vermieden werden. »Miteinander statt gegeneinander, damit

es Kindern besser geht.« Der Initiatorin ist daran gelegen, standardisierte Projekte zu diesem neuen Miteinander zu entwickeln.

Kinder denken anders

»Ich sage meinem Kind so oft, so geduldig und wiederholt, so nachdrücklich...« Kein Zweifel, daß viele Erwachsene ihre Sätze immer wieder sagen, auch wenn ihre Erwartungen immer wieder enttäuscht werden. Und diese immer wieder eintretenden Enttäuschungen teilen sich selbstverständlich auch der Seelenlandschaft mit. Gefühle wie Ärger, Ungeduld und auch Ängste, ein »dummes« Kind zu haben, schleichen sich ein. Die »Sprache« wird zum Kampfmittel zwischen zwei Generationen, und die ältere von beiden nimmt für sich gern in Anspruch, die überlegene Position zu besitzen. »Kinder denken anders als die Erwachsenen«, so einfach ist der Tatbestand zu kennzeichnen, um den es hier geht. Jeder hat seine eigene Wirklichkeit. Die Physiker haben uns deutlich gemacht, daß es die »Realität an sich« nicht gibt. Der gleiche Baum wird von einem Maler anders erlebt als von einem Holzfachmann. Auch »Worte an sich« gibt es nicht. Die gleichen Worte eines Vaters an seine beiden Kinder werden von beiden Kindern anders »empfangen«. Wir Erwachsene haben es nur bedingt in unserer Hand, mit Worten direkt zu vermitteln, woran uns liegt. Je mehr wir bereit werden, die Sprache des Kindes ohne Korrektur anzuhören, sein Spiel und Gestalten als Ausdruck seines jeweiligen Weltbildes aufzunehmen, desto eher werden wir die Worte finden, mit denen es sich in seiner einmaligen Subjektivität verstanden fühlen kann. Darum ist Sprache mehr als Vermittlung von Inhalten.

Hierzu ein kleines Beispiel (aus Neumann, 1997):

Meine Sonne ist immer blau

Unsere Tochter ist jetzt bald fünf Jahre alt, und immer zeichnet sie die Sonne blau. Ich sage ihr so oft: »Sieh sie dir an, die ist doch gar nicht blau. Du hast doch auch goldene Farben in deinem Kasten.«

Annabell ist im Wartezimmer zurückgeblieben. Sie hat sich Malblock und Buntstifte erbeten. Sie weiß, daß sie jederzeit zur Mutter und mir kommen kann. »Was macht Ihnen bei den falschen Farben so viel Sorge?« »Wie soll das in der Schule werden, die Lehrerin muß sie doch für dumm halten. Manchmal denke ich sogar, unser Kind ist vielleicht farbenblind.« Noch knapp zwei Jahre hat dieses Kind bis zum Schulbeginn Zeit. Schon sitzt das Schulgespenst der Mutter im Nacken. Durch unsere extremen Leistungsaufgaben verkürzt sich offensichtlich die Kindheit immer mehr.

Annabell kommt ins Zimmer, sie bewegt sich anmutig und hat einen heiteren Gesichtsausdruck. Wie zu erwarten, hat sie ein Bild mit einer blauen Sonne gemalt. Mir fällt auf, daß sie dieses Bild zunächst der Mutter zeigt, die ja genügend blaue Sonnenbilder gesehen hat und über die falsche Farbauswahl Bescheid weiß. Und natürlich weiß auch die kleine Tochter Bescheid, daß jetzt die lange Rede von der falschen Farbwahl folgen wird. Mir kommt es so vor, als spiele sie mit ihrem Bild eine Trumpfkarte aus, etwas, das die Mutter ärgern wird. Kinder finden schnell heraus, an welchen Stellen sie Eltern ärgern oder milde stimmen können.

Ich sehe mir in Ruhe das Bild an und überlege, wie ich wohl das Motiv zur blauen Sonne ergründe. »Mir gefällt sie gut, die blaue Farbe. Ich kenne einen Maler, der hat blaue Pferde gemalt. Ich hätte gern von ihm gewußt, warum er sie blau gemalt hat. Pferde sehen doch braun oder schwarz aus.« »Der hat die blauen Pferde bestimmt gern gehabt.« »Das kann gut stimmen. Kannst du schon sagen, was dir an der blauen Farbe so gut gefällt?« »Die mag mein Papa am liebsten.«

Meine Vermutung hat sich bestätigt. Kleine Töchter lieben manchmal ihre Väter in der Altersstufe von Annabell besonders heftig. Sie möchten auch wie ihre Mütter einen Mann haben, und deshalb können sie ihnen gegenüber recht kritisch sein. Auch diese Mutter reagiert fast eifersüchtig: »Und warum hast du mir das nicht gesagt?« Eine Antwort möchte ich der kleinen Liebenden nicht zumuten. »Manchmal ist es gar nicht einfach zu sagen, was da für Wünsche in einem drin sind. Vielleicht ist es der Mama auch schon so ergangen?«

Kindheitserinnerungen sind ein Zugang zu frühen Beziehungserfahrungen

Das Wort Beziehung wird heute immer selbstverständlicher gebraucht. Beziehung ist das, was zwischen den Menschen vor sich geht und daher »unsichtbare Wirklichkeit« genannt wird. Wer sich als Erwachsener Zeit nimmt, frühe Lebenserfahrungen ans Tageslicht zu holen, wird sich vermutlich an Mutter und Vater erinnern, wie sie miteinander und mit ihm als Kind umgegangen sind. In einem Gruppengespräch mit Eltern haben solche Rückerinnerungen einen fühlbaren Zugang zu der elementaren Kraft von Beziehung und Bindung für eine gesunde seelische Entwicklung gebracht und zu einem wieder neuen Verständnis ihres Kindes führen können.

Ich war als Kind gerne krank, an Schmerzen erinnere ich mich nicht. Aber sehr genau daran, daß die Mutter – wohl immer für die Stunden, in denen sie mich trostbedürftig empfand – sich zu mir ins Bett legte. Ich denke heute, es waren die selbstverständliche Gemeinsamkeit quasi in Notzeiten und ihre unmittelbare Körpernähe, die mich dann ganz durchwärmten. Ich glaubte damals fest, nicht die Medizin, sondern die Mutter hat mich gesund gemacht.

Es lohnt sich gewiß für den Leser, hier eine kleine Pause einzulegen und sich in das kranke Kind und seine Beziehung zur Mutter einzufühlen. In Notzeiten war die Mutter selbstverständlich zum Anfassen nah. Ihre Nähe durchwärmte das Kind. Es glaubte, daß nicht die Hilfe von außen, sondern die Mutter es gesund macht. Wir hören von einem Kind, das im Schutz der Mutter auch noch das Kranksein genießen kann. Mit einer solchen Gefühlserfahrung kann man das Leben und das heißt in den frühen Jahren die eigene Person bejahen und auch Unbehagen auf sich nehmen. Auf diese Weise entwickelt sich ein Vertrauen in die Welt, das im körperlichen Wohlbefinden leibhaftig aufgehoben ist. Der Weg des Menschen ist immer auch seine Leibgeschichte. Die Mystikerin Hildegard von Bingen hat im 12. Jahrhundert geschrieben: »Oben und unten, außen und innen, überall existiert der Mensch als Leiblichkeit. Das ist das Wesen des Menschen.«